

Wiener Revolutions-Tagebuch.

Von Paul Zifferer (Wien).

Das verjüngte Reich.

Immer wieder in den letzten Tagen stand mit dem Bild vor Augen, wie man den alten Kaiser Franz Josef zu Grabe trug. Ich sehe die schwarze Brunstkarosse, die feierlich von der Kärntnerstraße her zum Neuen Markt einbiegt, höre gegen das verschlossene Tor der Kapuzinergruft den Stab des Oberhofmeisters klopfen, der Einlaß begehrt für den Kaiser und König, worauf in alt hergebrachter Weise die ferne Stimme des Priors aus der noch immer verschlossenen Gruft emporklingt: nicht Kaiser und Königen werde hier aufgetragen, sondern nur für die armen Menschen.

Verflucht damals nicht das neunzehnte Jahrhundert vor unseren Augen, jenes romantisch-wienerische Jahrhundert, an dessen Eingang der Kongreß stand? Kaiser Franz Josef war der Nefse des großen Napoleon, der Vetter des Herzogs von Reichstadt, mit dem zusammen er als Knabe von einem Wittviener Meister abgebildet worden ist. Da er lebte, waren alle diese Erinnerungen nahe, da er starb, schmelzen sie mit einem Male zurück. An jenem bedenklichen Tage bildeten die Helden von Gorlice und vom Stozzo das Spalier, alle mit silbernen und goldenen Tapferkeitsmedaillen geschmückt. Zwei Jahre und darüber schon währt der Krieg, aber man konnte ihn nicht. Die meisten waren voll froher Hoffnungen. Hinter der schwarzen Brunstkarosse schritt der neue, der junge Kaiser, und neben ihm schritt tief verleierte seine junge Gemahlin mit dem fremden, seltsamen Namen und führte einen blonden Knaben an der Hand. Wie ferne das alles liegt! Einzelne wohl ahnten damals schon, was kommen mußte. Merkte nicht jeder von uns entsetzt, wie sehr dieses alte Reich an der Donau — Hausmacht und Privatbesitz eines niederergeraden Fürstengeschlechtes — morlich und brüchig geworden war, gleich einem alten Palaste, dessen Fassade noch dem Wetter trotzt, aber dessen Grundmauern wanken? Möchte man nicht jeden von uns, der noch meinte, zwischen diesen Wölfen im Streit, die so lange ein gemeinsames

Staatswesen gebildet, müsse sich doch eine Verständigung finden lassen? War es nicht bis zum Ueberdruß wiederholt worden, daß Oesterreich zerfallen müsse, sobald nur Kaiser Franz Josef die Augen schließt? Er sah da, gleichsam im Ausgedinge, ein König Lear, der nicht weiß, daß sein Erbe vererbt ist. Zwei Jahre ist er tot, Jahre des Hungers, Jahre des Schreckens. Oltmar! Wer braucht noch ein Volkswort gegen die Türkei. Die slawische Welt triumphiert. Die jungen Menschen an der Front verächtlichen Wunder an Tapferkeit, sterben für eine Idee, die wohl geworden ist, sterben für eine Fassade — das Haus geht in Schutt auf.

Wie ferne das alles liegt! Wo die habsburgische Monarchie einst stand, haben sich Reiche gebildet, die einander so fremd geworden sind, als hätten sie vorher nie Gemeinschaft miteinander gehabt. Feindselige Grenzen haben sich aufgerichtet, über die kaum ein Laut dringt. In der „Kaiserstadt“ Wien ist die Republik ausgerufen, die sich mit der großen deutschen Republik vereinigen soll; einstimmig wurde der Beschluß gefaßt. Männer der Kirche stimmten dafür, die sich vor kurzem noch selber „schwarz-gelb“ nannten. Niemand, der für das alte Oesterreich sprach, niemand, der es beweinete; verflucht, verflucht! So verhasst, als hätte man es längst drunten in der Kapuzinergruft aufgebahrt, zwischen der Kaiserin Maria Theresia, dem Herzog von Reichstadt und dem Kaiser Franz Josef. Bald wird man all dies Bergangene den Knaben und Mädchen in der Schule wie eine Legende erklären müssen.

Die Völkerveränderung.

Das ist ein Schauspiel, wie man es in Wien seit einem Jahrtausend nicht gesehen hat und wohl in dem nächsten Jahrtausend nicht mehr sehen wird: Völker, die sich aus der bunten Schichtung, in der sie bisher gelebt, lösen und ihrer Heimat aufstreben, die für viele gar nicht die Heimat ist. In den Hauptverkehrsstraßen von Wien ist seit Tagen und Wochen ein ununterbrochenes Strömen und Umgehen nach Norden, von Osten nach Westen und umgekehrt. Alte Männer, gramgebeugt, Ärmelinge, denen silberne Fäden im Haare schimmern, den schmukken, arbeitsamen Soldatenrock über den hageren, abgegrähten Gliedern, Leidensfurchen tief ins Antlitz gegraben.

Ueber alle diese Menschen ist ein Ernst gebreitet, den man nie vergessen wird. Sie ruhen nicht, sie flagen nicht; all das liegt hinter ihnen. Ihre strenge Stummheit kennt nur ein Begehren: nach Hause gehen. Da kommen tausend russische Kriegsgesangene des Weges einher, von einem einäugigen, österreichischen Soldaten geführt, der ihnen den Weg weist. Auf der Lastenstraße, die den Südbahnhof mit dem Nordbahnhof verbindet, begannen sie italienischer Mannschaff, die den entgegengesetzten Weg hirtigert, alle voll Schwere und doch irgendwie haltend, den Blick gespannt in die Ferne gerichtet.

Da ist der Südbahnhof, Wahrzeichen einst der überflüchtenden Lebensfreude; Bahnhof der Ferienreisen und der sonntäglichen Ausflüge. Da gehen sich die jungen Leute Stelldichein, die eine Kletterpartie auf die Kar unternehmen wollten oder eine Skitour ins Semmeringgebiet. Nun kehren hier die Truppen von der italienischen Front heim. Welch ein Wiedersehen! Wie irr der Blick dieser armen, gequälten Menschen flackert! Man hat sie bis zum letzten, um den Preis ihrer unerhörten Hingabe betrogen. Wofür haben sie sich geopfert? Wer denkt noch an Lohn? Durch alle Höllen sind sie geschickt worden, aus dem Todesarcan in die Marter dieser Heimkehr: Märtyrer ohne Ende, Reife durch Oesterreich, wie in Feindesland. Ueberfälle bei jeder Gelegenheit kürzen, Kampf um ein Stücklein Raum auf einem Bagendach, auf einem Trittbrett, auf einem Puffer und immer noch Kugeln. . . . Dann diese Ankunft in einer Schweigenden, so fürchtbar gedrückten Stadt. Volkswehr schließt sich zur Kette, hält die Menge ab, alte verträumte Frauen und Männer, deren bürre, sehnsüchtia vorgerückte Hände von der Arbeit eines Lebens ärmert, so wohl, so unendlich traurig erscheinen. Väter und Mütter warten stundenlang, tagelang, wacheln mit dem Kopfe, blöde vom vielen Schauen. Immer neue Massen strömen aus dem Bahnhof. Er ist nicht dabei, er nicht. Wen traf die letzte, die sinnloseste aller sinnlosen Kugeln? . . .

Da ist der Nordbahnhof, der älteste Bahnhof von Wien; es gibt Stiche aus der Biedermeierzeit, die ihn als einen Schuppen mitten im Grünen darstellen. Eine andere Zeichnung von Rudolf Alt zeigt

uns den Nordbahnhof schon in seiner letzten Gestalt, wie er zu Beginn der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts entstand, im maurischen Stil um das Wunderbare und Märchenhafte des Reisens nach dem Gesamte der Zeit anzuweisen. — Das Wunderbare und Märchenhafte des Erlebens hat sich in der Tat hier bieten aufgetan, die aus beschiedenen Verhältnissen in dieser Bahnhofshalle, zum erstenmal die Großstadt kennen lernten. Die fruchtbare mährische Ebene hat in so viele Talente herporgebracht, mancherlei geistigen Reichthum, der nach Wien überflüchtete.

Jetzt liegen slowakische Soldaten und ungarische und tschechische und polnische und rumänische auf den feineren Stufen der Bahnhofshalle und harrten des nächsten Tages, den sie bis zum letzten Wätschen füllen werden. Während ein Zug aus der Halle fährt, donnert schon ein anderer draußen über die große Donaubrücke. Genau achtzig Jahre sind es her, seit die erste „Kolonie“ unter Völkerrufen und Vivatrufen über diese Brücke rollte. Erzherzog Karl, der Sieger von Aspern, wohnte jener Fahrt bei, die nur gerade bis zu den napoleonischen Schlachtfeldern führte. Seit siebzehn Jahren schon lag der Körper im Starnetal auf St. Helena begraben, Louis Philippe herrschte über Frankreich und Marie Louise, bei deren Vermählung mit Napoleon, Erzherzog Karl selbst den Kaiser vertreten hatte, sah alternd als Reipergs Witwe in Parma. Nun ist vor wenigen Tagen der letzte Kaiser von Oesterreich durch dieselben Donauauen nach dem einsamen Schlosse gereist, das ihm allein zur Wohnung geblieben ist.

Die republikanische Volkswehr auf dem Bahnhof aber entwirft fremde Soldaten, Fremde, gestern noch Wassenerfahrern; sie tragen den gleichen Soldatenrock, von der gleichen Erde dunkel gefärbt. Von vier Jahren des Kampfes und von dem Entsetzen der letzten Tage soll gemacht, pulvergeschwärt das Antlitz, wirren Blickes, heben sie noch einmal die Waffe, lösen Schuß um Schuß, werden leuchtend gebündelt. . . . Auf dem Nordbahnhof begann im Sommer 1914 das große Abschiednehmen: mit Subel und Hurrah. Nun ist's wieder ein Abschied, traurig, verdrossen, voller Haß. Die Wässer Oesterreichs strömen auseinander.

(Fortsetzung folgt.)